

Theo Altemps

*Heim-
-suchun-
-gen*

Novellen

ORIGINAL EDITION



www.originaleditions.ms

Erstausgabe
Original  Editions

Copyright © 2012 Theo Altempo

Mit Bildern aus dem Nachlass von Theo Altempo,
einem Gemälde von Jakob Canciani
(*Velden am Wörthersee*, um 1878)
und einer Postkarte (*Victoria Station*, um 1920)
[PD Art bearbeitet von **compa**rt].

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Buch, oder Teile davon,
dürfen ohne die ausdrückliche, schriftliche Genehmigung
des Herausgebers weder auf mechanische,
noch auf audio-visuelle oder elektronische Weise
wiedergegeben werden.

ISBN: 978-3-00-039971-8

www.originaleditions.ms



Jakob Canciani, *Velden am Wörthersee*

INHALT

<i>REISE IN DIE ALTE WELT</i>	1
Victoria Station	3
Saint-André des Arts	17
Fellinis Muse	73
In den Pyrenäen – Ein Traum	89
Rosen vom See	147
Heimsuchung	205
Winterzeit	223
Epitaph: <i>STURZ UND MALOU</i>	245

— o O o —

Saint-André des Arts



Phantome im Nebel, die Quais von Boulogne. Gespenstisch die Gestalten, die auf uns warteten. Das Horn des Schiffes toste, ein ganzer Kontinent versteckte sich im Grau. Und wer konnte schon wissen, was ihn erwartete, wenn er nicht hier geboren war? Die Gangway schaukelte schon über dem Festland, die Leute drängten sich mit ihren Koffern und Taschen. Bis sie dann Fuß fassten auf dem Festland, auf dem Kontinent der Alten Welt.

Erst am Ende eines Korridors waren wir offiziell in Frankreich — erst nachdem man uns geprüft und für vertrauenswürdig befunden hatte.

„Monsieur Einen Augenblick bitte.“

Es war wohl mein Zweitagebart, der den Argwohn des Beamten erregte. Oder die Übernächtigkeit in meinen Augen. Es wurden nur Stichproben gemacht, aber man hatte mich offenbar verdächtigt.

Ich öffnete meinen Koffer. Hemden, Schuhe, Unterwäsche.

„Ich tue nur meine Pflicht,“ versicherte der Beamte.

Er war dabei einen großen gelben Briefumschlag zu durchstöbern. Landkarten, Broschüren, ein paar Aufzeichnungen. Dann kam er an die Schachtel in der hinteren Ecke des Koffers. Ich hatte sie sorgfältig verschnürt, denn es waren zwei Flaschen Jack Daniel's darin, eine Halskette aus Kaffeebohnen und die Statue eines nackten Mädchens aus Mahagoni.

„Haben Sie vor, dies zu verzollen?“

„Nein. Ich bin auf der Durchreise. Es sind nur Geschenke.“

„Zwei Flaschen Whisky als Geschenk?“

„Warum nicht? Es ist guter Whisky.“

„Wir sind in Frankreich,“ erinnerte mich der Beamte. „Sie müssen es auf jeden Fall verzollen.“

Ich versicherte noch einmal, dass ich nur auf der Durchreise sei, dass ich vorhatte, Bekannte in Österreich zu besuchen.

„Sie fahren nach Österreich?“ Sein Gesicht leuchtete auf. „Ich war in Salzburg vor 26 Jahren. Es ist sehr schön dort. Ich würde gerne wieder einmal hin.“

Er tat, als ob er plötzlich jedes Interesse an meinem Gepäck verloren habe, auch an dem Whisky, und ich fragte, ob ich alles wieder einpacken könne. Er sagte, ja, selbstverständlich, und legte sogar die Flaschen zurecht und wickelte die Statue ins Papier.

„Bringen Sie das den Österreichern. Und empfehlen Sie mich dabei.“

„Selbstverständlich,“ sagte ich. „Ich danke Ihnen.“

Er brachte seine Schuhe an den Fersen zusammen, lächelte und drückte mir die Hand.

„*Bon voyage*,“ sagte er, und diesmal klang es authentisch, so dass ich wieder Zutrauen fasste zur Alten Welt.

Ich nahm meinen Koffer und ging auf den Ausgang zu. Auf der Kontrollrampe saß ein Bursche mit langen Haaren. Die Farben seines Landes hatte er auf seine Jacke genäht.

„*Alors*, was glauben Sie?“ hörte ich die Stimme des Beamten. „Wir sind in Frankreich...“

Es war Frankreich, aber es hätte Belgien sein können. Oder Deutschland. Noch ein Zug, noch eine Landschaft, die im Nebel zerfloss. *Defense de fumer*. Schlaf im Rhythmus der Schienen, Vororte im Abendschein. Und dann Paris.

Paris.

Gepäckaufbewahrung, Toilette, Geldwechsel.

Im gelben Licht des Abends überquerte ich den Platz vor dem Gare du Nord. Aber mir war, als sei die Sonne soeben aufgegangen. Meine Müdigkeit war verfliegen, und die Dämmerung versprach eine laue Nacht.

An der Theke eines Cafés, von dem man auf die belebten Straßen blicken konnte, bestellte ich einen *express*. Ich zündete eine Zigarette und wartete, bis sich der Zucker in der Tasse löste. Ich starrte auf die Leute, als würde ich sie alle wieder erkennen. Ich war ja schon hier gewesen, in dieser Stadt. Und ich wusste auch, dass ich sie wiederfinden würde – die eine oder die andere, oder auch beide. Viviane und Mylene. Und dass es nicht eine Frage des Erkennens sein würde, sondern nur der Erinnerung – der Erinnerung daran, dass alles flüchtig war und man das Bittere mit dem Süßen nehmen musste.

Ich kannte dieses Gefühl gut genug. Ich hatte es verspürt, wann immer ich nach New York zurückgekommen und mich wieder dem Tagesgeschäft gewidmet hatte, oder dem Nachtgeschäft. Bis ich jede Straße wieder heimgesucht hatte, die mir einst etwas bedeutete, in der mir einmal jemand begegnet war. Ich dachte an all die Städte, all die Landschaften, wo ich dieses verheißungsvolle Gefühl schon verspürt hatte. Aber es fiel mir immer nur New York und Paris ein. Andere Orte hatten ebensoviel versprochen, doch ich war nie zurückgekehrt. Und noch andere hatte ich nie verlassen, weil sie mir vertraut blieben, wo immer ich war. Der Körper von Viviane, zum Beispiel, der Mund von Mylene.

Ich bestellte einen Cognac, um noch etwas länger den Blick auf die Straßen zu genießen. Die Sommerabende hier hatten mich einst bezaubert, die endlosen Abende im August, wenn es stiller war als sonst und man in der Nähe eines Bahnhofs sein musste, um den Puls der Metropole zu spüren. Oder am Montmartre, wo sich

die Touristen tummelten; oder in Saint-Michel. Aber es war ja noch nicht August, es war Mitte Juli.

Als ich wieder ins Freie trat, hatten sich die Neonlichter mit den Farben des Himmels vermischt. Ich schlenderte den Boulevard Barbès hinauf, und weiter nach Chateau Rouge. Es waren alle Straßen, die ich kannte, Bezugspunkte meiner Erinnerung. Man muss nicht in Paris zu Hause sein, um den Weg nach Montmartre zu finden. Aber ich hatte dort gewohnt, in einem schattigen Zimmer in der Rue du Chevalier de la Barre – dort, wo man sich verstecken konnte, um seine zwielichtigen Geschäfte und heimlichen Liebschaften auszutragen. Dort, wo die Nächte manchmal zu Tagen wurden.

Es konnte mich nicht stören, dass die meisten Leute in den Straßen jetzt Araber waren, dass schwarze Männer ihre Waren auf den Gehsteigen feilboten. Sie taten, was sie konnten, sie hatten nichts anderes zu tun. Und ich hatte eine ganze Nacht Zeit, um wieder ein Zimmer zu finden, auch wenn es nicht im Hotel Chevalier de la Barre war. Und dann würde ich mein Gepäck vom Bahnhof holen und in den Tag hineinschlafen, und wenn ich aufwachte, würde ich mich vor dem kleinen Waschbecken waschen, das es in jedem schäbigen Hotelzimmer in Paris gibt – bis ich wieder sauber war – so sauber oder so schmutzig wie einst mit Viviane und Mylene, nachdem wir uns geliebt hatten. So schuldig und so unschuldig.

Von Chateau Rouge an begannen die Straßen zu steigen. Es war still auf dieser Seite des Hügels. Die alten Bäume standen zwischen den Häusern, die Schwalben flogen über die Dächer, und hinter den offenen Fenstern aßen die Leute ihr Abendmahl. Auch das Hotel stand noch da, in dem man kommen und gehen konnte, oder zwei oder drei Monate bleiben, oder auch ein Jahr. Und wenn man sich gut stand mit Saida, der *concierge*, oder Gaston, dem Nachtportier, durfte man sogar Besucher auf sein Zimmer bringen. Saida, die üppige Tunesierin,

die an die Befreiung aller Frauen glaubte, vom Patriarchat und von der Polygamie, auch von der Monogamie. Und die Viviane so zugetan war, dass sie sie nur noch „*ma biche*“ nannte. Und Gaston, der einem zuvorkam, solange man sich erkenntlich zeigte, und besonders einem Amerikaner, der Französisch sprach. Und ich sprach französisch und hatte mich erkenntlich gezeigt, und Mylene hatte sogar mit ihm geflirtet, so dass es manchmal schien, als ob nicht nur wir, sondern ganz Paris in uns verliebt war.

Aber jetzt war es zu spät für Saida. Sie hatte immer nur tagsüber gearbeitet. Und außerdem hatte sie sich wohl längst befreit und eine eigene Freundin gefunden. Aber vielleicht, dachte ich, verbrachte Gaston noch seine Nächte hier und würde sich an den seltsamen Amerikaner erinnern, der für ein Doppelzimmer bezahlte, obwohl er meistens alleine war. Und ich würde ihn wieder nach einem Zimmer fragen, von dem man einen Blick auf die Straße hatte und das groß genug war – für den Fall, dass mir wirklich die eine oder andere begegnete, Mylene oder Viviane.

Aber ich war im Pech. Das Schild am Hoteleingang sagte *COMPLET*, und durch die Glastür sah ich einen Mann, den ich nicht kannte, und der mich auch nicht erkennen würde. Und so wandte ich mich ab und stieg die steile Gasse hinauf, die nach dem Chevalier de la Barre benannt war, den man hier einst hingerichtet hatte, obwohl er unschuldig war. Ich weiß nicht mehr, was man ihm vorgeworfen hatte, aber ich dachte, dass wir letztendlich alle unschuldig waren, solange wir nur taten, was in unserem Wesen lag – auch Saida und Mylene, und vielleicht sogar Viviane.

Der Weg wandte sich und endete an der Straße, welche die Kirche von Sacre Cœur umschlang. Weiß ragten die Türme in die blaue Nacht, wie ein metaphysischer Busen die Kuppel der Kathedrale. Die Lüsterheit des

Abends belebte meine Sinne. Ja, ich würde sie finden, dachte ich, wenn nicht Viviane, dann Mylene, oder Saïda. Irgendjemand würde mir verraten, warum alles so kommen musste, wie es gekommen war. Jemand, der hinter den tausend Lichtern unter mir wartete, verführerisch, verräterisch, mit mädchenhaften Brüsten oder breiten Hüften, oder mit einem breiten Mund – mit langen Fingern und schlanken Schenkeln – mit all dem, womit sie mich einst gelockt hatte. Sie war da unten, auf den weiten Boulevards, in den heimlichen Gassen, in den Bistros oder in irgendeiner Wohnung, bei irgendwem. Und ich würde zu ihr gehen, nicht um sie zu holen oder zu beanspruchen, sondern um ihr zu sagen, dass ich auf der Durchreise war.

Lange lehnte ich an der Balustrade und schaute in die Nacht. Das Relief von Paris hatte sich kaum verändert. Meine Augen schweiften über die Kuppel des Pantheons zum Tour Montparnasse und weiter zum Eiffelturm. Hinter mir, auf den Treppen zur Kathedrale, saßen Burschen und Mädchen und spielten auf Gitarren und sangen. Sie tranken Wein aus großen Flaschen – als ob sie ihren eigenen Gottesdienst halten wollten, auf den steinigen Stufen vor der Kathedrale. Denn sie feierten das Leben und nicht den Tod.

Ich ging hinauf zu St. Pierre, der alten Kirche, die sich im Schatten des Sacre Cœur versteckte. Die Kirche für Eingeweihte, für gefallene Engel. Einmal hatte ich dort eine Frau gesehen, zwischen den Bänken kniend, so als ob sie um Vergebung betete. Und ich hatte mich gefragt, was man einer so schönen Frau denn zu vergeben hätte, und warum sie an ein Leben nach dem Tode glaubte, anstatt an das Leben zuvor. Und danach hatte ich die alte Kirche nie mehr betreten, und auch jetzt ging ich an ihr vorbei.

Auf dem Place du Tertre drängten sich die Touristen. Ich dachte an den Abend, an dem ich mit Mylene und Viviane hier herauf gekommen war, damals, nach-

dem wir uns geliebt hatten, unten in der Rue du Chevalier de la Barre. Als wir wädhnten, dass uns die Welt zu Füßen lag, weil wir fühlten, was sonst niemand gefühlt zu haben schien. Und eine alte Lesbe in Stiefeln und Reithosen und einer Schildmütze, ihren Pinsel wie eine Reitpeitsche gezückt, hatte Mylene ins Auge gefasst und gefragt: „*Tout va bien à Point-à-Pitre?*“ Und Mylene hatte geantwortet, „Vermutlich, aber ich komme aus Martinique.“ Und wir hatten gelacht und waren weiter gegangen, und Viviane hatte sich bei uns beiden eingehängt.

Und nun, fünf Jahre später, schlenderte ich wieder über den Platz, wo die Maler ihren Kitsch verkauften und Mädchen aus aller Herren Länder posierten, um gemalt und bewundert zu werden. Es hatte sich nicht viel verändert, nur das Café, wo ich einst im Garten gesessen hatte, war jetzt ein teures Restaurant. Und auch das Bistro, wo sich die Leute trafen, die am *butte* arbeiteten, war nicht mehr dasselbe. Man hatte es renoviert, und über den *murailles* aus der Jahrhundertwende hingen jetzt Plakate von Ausstellungen und Konzerten.

Der Lärm der Leute übertönte noch die Musik der Jukebox. „*La Bohème, la Bohème - on était jeune, on était fou...*“ Wie es sich traf, dachte ich und bestellte ein Bier. Es war das Lied, das Viviane so gemocht hatte, als hätte sie schon damals gewusst, dass alles, was zwischen uns vorgefallen war und noch vorfallen sollte, bald nichts mehr bedeuten würde.

Ja, dachte ich und trank mein Bier. Es ist besser zu lieben und sich täuschen zu lassen, als die Welt wahr haben zu wollen. Und auch die Leute um mich taten, als ob sie sich keine Sorgen machten – ob es nun besser war, das Leben zu verleumden als es zu lieben. Doch da kam schon das nächste Lied, das ich ebenfalls kannte, wenn auch vom anderen Ende der Welt.

„*You've been down to the bottom with a bad man, baby, but you're back where you belong...*“

Es passte nicht hierher, und ich versuchte nicht hinzuhören. Es passte in die Bars von Augusta, Georgia, oder die Tavernen von San Luis Obispo oder die *saloons* von Drumright, Oklahoma, wo man Whisky trank und *eight ball* spielte, und es hatte nichts mit Viviane und Mylene zu tun. Und dass überhaupt jede Reue unter halbbesoffenen Franzosen fehl am Platze war. Nur dass es schien, dass auch Amerikaner unter den Leuten waren. Keine Touristen, sicherlich, aber Musiker, die in den Kneipen am Platz spielten und in den Pausen hierher kamen, um sich zu entspannen.

„Jetzt weiß ich endlich, warum wir sie Frösche nennen,“ sagte einer von ihnen auf Englisch. Er stand neben mir und sah so aus, als ob er lieber Kokain schnupfte als Bier trank.

„Sie *sind* Frösche.“

„Warum?“ Ich tat, als wüsste ich nicht, wovon er sprach.

„Sie springen und quaken. Hast du das noch nie bemerkt?“

„Ich bin heute erst angekommen.“

„Mensch, du musst länger bleiben. Du würdest es schon hören – quak, quak – die ganze Nacht. Ich sage dir, es steht mir bis hierher.“

Er wandte sich um und schrie nach dem Bartender. „Hey, Jean-Jean, gib mir noch ein Bier.“ Dann sah er mich argwöhnisch an.

„Woher kommst du?“

„Aus New York.“

„Sag bloß nicht, dass du Amerikaner bist.“

„Ich habe einen amerikanischen Pass.“

„Ich auch,“ lachte er und trank sein Bier in einem Zug aus. „Jean-Jean, noch ein *demi*,“ rief er, „und noch eines für diesen Mann.“

Er hieß José, sagte er, weil seine Mutter Puertoricanerin war. Aber sein Vater sei ein echter Amerikaner

gewesen. Er erzählte mir, dass er in einer Kneipe arbeitete, wo hauptsächlich holländische und deutsche Touristen verkehrten. Er spielte Klavier, und es ärgerte ihn, dass die Leute immer nur *boogie-woogie* und *ragtime* hören wollten. Denn er spielte viel lieber Jazz.

„Holländer verstehen nichts von Musik,“ tröstete ich ihn.

„Da hast du recht. Aber Franzosen auch nicht. Wie gesagt, sie quaken, und es steht mir bis hierher.“

„Warum bleibst du dann?“

„Es ist nicht so schlimm,“ lenkte er ein. „Ich werde dafür bezahlt, dass ich Amerikaner bin – nicht weil ich irgendwelche Musik spiele. José Henderson aus der Bronx, das zieht die Leute an. Besonders die Holländer und die Deutschen.“

„Ich habe schon von einem Joe Henderson gehört. Bist du das?“

„Nein. Joe Henderson spielt Saxophon, ich Klavier. Aber die Leute kommen in die Kneipe, weil sie denken, wir sind ein und derselbe. Verstehst du? Besonders Deutsche – sie glauben, dass sie gebildet sind.“

Wir tranken unser Bier, und er wandte sich wieder seinen Kameraden zu. Es waren Frösche, wie Amerikaner sie manchmal nannten, so wie Italiener *wops* waren, und Deutsche *krauts*, wenn man sich über sie lustig machen wollte. Sie hatten ihren Spaß daran, ihr Englisch an ihm auszuprobieren. Es waren Kellner und Portraitmaler, die hier herkamen, um sich über kurz oder lang zu besaufen und sich dann wieder den Touristen zuzuwenden. Im Falle der Maler war das meistens, nachdem sie gerade ein Portrait angefertigt hatten. Sie verlangten 100 Franken für eine Radierung, nahmen aber auch fünfzig, und ganz besonders hübsche Mädchen malten sie manchmal umsonst. José beleidigte sie ununterbrochen, mit Ausdrücken, die man höchstens in der East Bronx verstanden hätte, und so scherten sie sich nicht darum und tranken auf einander Wohl.

„Sie sind verrückt,“ sagte er zu mir. „Die würden ihre eigene Scheiße fressen.“

„Sie amüsieren sich,“ versuchte ich ihn zu beruhigen. Ich hatte genug von ihrem Gequake verstanden, um zu merken, dass sie sich auf ihre Weise über José lustig machten, der gerade so viel Französisch sprach, um ein Bier zu bestellen. Aber er wurde ja dafür bezahlt, Amerikaner zu sein. Und so beleidigte er die Kellner und die Maler, und dann stießen alle darauf an und sofften, als ginge es darum, die franco-amerikanische Freundschaft zu retten.

Josés Pause war zu Ende, und er verabschiedete sich mit einem fürchterlichen Fluch auf alle Frösche. Und die Frösche hoben ihre Gläser und verhöhnten ihn und lachten hinter ihm her.

Ja, es war weit her mit *la Bohème*, dachte ich. So weit ungefähr, wie es mit Viviane und Mylene her war. Fünf Jahre oder fünfzig, als man noch alte Lieder am Montmartre sang und Straßen und Kirchen malte, anstatt Touristen. Aber ich war ja nicht gekommen, um mich in Erinnerungen zu wälzen. Ich war gekommen, um sie zu finden, und weder die eine noch die andere hätte sich je in dieses Lokal verirrt.

Der Himmel über den Lichtern war dunkel geworden. Ich schlängelte mich durch die Menge zum Place du Calvaire, und als ich bei *Plumeau's* vorbei kam, konnte ich die *boogie-woogie*-Rhythmen von Josés Klavier hören. Er hätte mir leid tun können, inmitten von all diesen *frogs* und *krauts*. Aber ich war nicht in der Stimmung zu leiden oder zu lachen. Mir war auch nicht danach, den Freund aus New York anzurufen, der mir seine Telefonnummer gegeben hatte, für den Fall, dass ich nach Paris käme. Ich wollte nur noch durch die Straßen ziehen, um mich zu verlieren. Und wenn ich nicht zu müde war, würde ich mich dort auch wiederfinden.

Grell erleuchtet stand der Eiffelturm in der Nacht.

Ich würde hinunter gehen, dachte ich, zum Place de Clichy und dann weiter den Boulevards entlang. Und wenn es dann noch Nacht war, würde ich ins ans andere Ufer der Seine gehen, ins *Quartier Latin*, wo ich einst so getan hatte, als ob ich studierte. Wo mir einst Viviane begegnet war.

Bedächtig ging ich die Gassen zum Place des Abbesses hinunter. Eine Straße weiter war Pigalle, und rechts ging es zum Friedhof von Montmartre und nach Clichy. Mir war, als wäre ich vor 15 Tagen hier gewesen. Aber es waren fünf Jahre vergangen, und ich musste mir immer wieder sagen, dass ich nicht aus Sehnsucht oder Heimweh gekommen war.

Über dem Friedhof, wo die illustren Toten lagen, war es dunkel und still. Ich wusste, dass ich früher oder später ermüden würde, und dass ich gut tun würde, unter Leuten zu bleiben, die sich die Nacht auf ihre Weise um die Ohren schlugen – in den Bistros, die noch spät offen hatten, oder in den Straßen, wo Frauen bis frühmorgens standen und warteten.

Als ich endlich die Rue de Rivoli erreichte, war es nach Mitternacht, und man war dabei, die Stationen der Métro zu schließen. Die Leute, die aus den Kinos kamen, die Pärchen, die in den Restaurants gespeist hatten, waren auf dem Heimweg. Der Eiffelturm war nur mehr ein Gespenst in der Nacht.

Und so wanderte ich den Fluss entlang, in dem sich die letzten Lichter spiegelten, über die alten Brücken, unter denen das träge Wasser floss. Die Cafés um den Place St-André des Arts hatten noch geöffnet, und ich setzte mich auf eine der Terrassen und erinnerte mich an den Sommer vor fünf Jahren, der mich betört und bezaubert hatte. Ich dachte an die Abende in Les Halles, an die Vormittage in der Rue Mouffetard, und an die stillen Winkel der Rue des Gobelins. An die bittersüßen Tage, an denen man sich umso schneller verliebte, je schlechter

man sich verständigen konnte.

Ich war damals hergekommen, um ein bisschen zu studieren, mein Französisch zu verbessern, Land und Leute kennen zu lernen. Aber es war hauptsächlich bei den Leuten geblieben. Mein Geld war schnell ausgegeben, und an den Wochenenden, an denen andere sich die Schlösser der Loire ansahen oder in die Bretagne fahren, war ich durch die Stadt gezogen und hatte geheime Gassen erforscht und einsame Mädchen angesprochen. Paris im August oder im Juli – es schien, als hätte ich die Stadt nie zu anderen Zeiten gekannt. Und mehr als selbst April und Mai waren mir die unendlichen Augusttage in Erinnerung geblieben, die vollen, trächtigen Tage, an denen ich den Mittag des Lebens genoss. Und es schien mir sogar, als dass ich seither nichts anderes getan hätte, als diesen Zeiten nachzulaufen, in New York oder Chicago, oder wo immer ich auch war.

Lange saß ich so in St.-André des Arts und trank Bier aus dem Elsass und schließlich einen *express*. Vor dem Brunnen von Saint Michel trieben sich die Burschen und Mädchen mit langen Haaren und Schlafsäcken; und wer wusste schon, wie viele von ihnen auch in der Victoria Station gewesen waren. Aber ich wollte nicht mehr an England denken, nun da ich in Paris war und nichts anderes zu tun hatte, als ein Hotelzimmer zu suchen und zu finden.

Es war vier Uhr. Die Kellner hatten begonnen, die Tische und Stühle ins Innere des Cafés zu tragen. Man hatte die *pinball* Maschinen abgestellt und die Lichter gedämpft, und als alles verstaut war, kamen sie zu mir und fragten, ob ich noch etwas wünsche. Ich sagte ja, aber ich könne es ihnen nicht sagen, und sie lachten und bedankten sich und wünschten mir noch einen schönen Tag. Und als ich aufstand, war ich entspannt und müde.

In einer der tunesischen Patisserien, die Tag und Nacht offen haben, kaufte ich mir ein Sandwich. Das

Brot war von Harissa-Sauce durchtränkt, und ich dachte, dass es mir den Magen füllen und mich wach halten würde. In den Hotels, die ich mir leisten konnte, würde jetzt kein Zimmer mehr frei sein. Aber am Boulevard St.-Germain, wo man mehr Verständnis für Tagediebe und Nachtwandler aller Art hatte, würden noch ein paar Cafés offen haben. Und fürwahr, als ich in die Rue de Buci gelangte, wurde es wieder lauter, und die Lichter heller, und ich fand das Café, das ich von früher her kannte und in dem sich um diese Zeit das ganze zwielichtige Gesindel des *quartiers* traf. Es hieß Le Dauphin, und es hätte mich nicht gewundert, wenn ich dort auf Mylene gestoßen wäre, falls sie es je geschafft hatte, sich von den harmlosen, arglosen Studentinnen loszusagen und zurückzukehren, wo sie zuhause war – unter den *pédés* und *flâneurs* und *bohémiens* der Szene. Aber ich wollte es nicht darauf ankommen lassen. Ich musste erst diese Nacht hinter mich bringen, und dann den nächsten Tag. Ich musste mich erst wieder vertraut machen mit dieser Stadt, bevor ich mir zutraute, sie zu finden.

Ein paar Häuser weiter war das Hotel de Buci, in dem ich schon einmal ein paar Nächte verbracht hatte. Es lag an einem Straßenmarkt, der dort tagsüber abgehalten wurde. Von allen Hotels von Paris hatte es vielleicht den unauffälligsten Eingang. Durch einen langen, engen Korridor gelangte man zur Rezeption und einem verschlafenen Portier.

„*Bonjour*,“ sagte ich und entschuldigte mich, ihn geweckt zu haben.

„Ist es schon Tag?“

„Nein, aber ich bin müde.“

„*Complet*,“ sagte er mit rauer Stimme. „Kommen Sie morgens wieder.“

„Werden Sie etwas haben?“

„Sprechen sie mit dem Tagesportier. Er wird um sieben Uhr hier sein.“

Er legte sich zurück auf die Koje hinter dem Tresen, und ich wünschte ihm die gute Nacht, die ich in Wahrheit mir selber wünschte. Ich spürte nun die Müdigkeit im Kopf und in den Beinen, und ich wusste, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis ich auch das Verlangen nach Schlaf verspürte. Eine Frage der Zeit und des Alters, dachte ich, denn wir waren Söhne unseres Zeitalters, oder anderenfalls seine Töchter. Viviane, zum Beispiel, hätte als seine Tochter gelten können, auch wenn sie kleine Brüste hatte. Ihr Rumpf und ihre langen Schenkel waren darum umso geschmeidiger, und ihre Hände zärtlich und behutsam.

Zum Teufel mit ihren Händen, dachte ich. Zum Teufel auch mit ihrem Rumpf. Er war jetzt sicher in anderen Händen gut aufgehoben und wartete nicht auf meine Beiträge, meine Reaktionen. Und wer wusste schon, wen sie jetzt liebteste und wo.

Ich ging zurück zum Dauphin und bat um einen *grand crème*. Neben den *poseurs* und den Schwulen waren auch einige Touristen im Saal. Es war die Legende von Saint-Germain des Prés, die hier seit 30 oder 50 Jahren, tagtäglich und nachträglich, abgewandelt wurde, und deren Darsteller ihrer Rolle nicht müde zu werden schienen. An der Theke standen zwei Asiatinnen neben zwei Gläsern Bier. Sie waren hübsch und fein gebaut und trugen Bluejeans und glitzernde, lockerhängende Pullover. Die hübschere von beiden hatte sich ein seidenes Tuch um den Hals geknotet. Und sie standen da und schwiegen.

Ich war drauf und dran sie anzusprechen, als ihre Begleiter erschienen und sich die Sache erübrigte. Sie unterhielten sich nun auf Japanisch oder Vietnamesisch, und ich zündete mir eine Zigarette an und ließ meinen Kaffee kalt werden. Die Kleine mit dem Halstuch hatte sich von der Theke entfernt und an die Wand gelehnt, so dass ich sie jetzt ungeniert beobachten konnte. Sie hatte

ihre Hände hinter den Rücken gelegt und sah gelangweilt aus. Man hätte sie für ein Straßenmädchen halten können, ein Mädchen im Angebot. Aber sie rauchte nicht und trug keine Handtasche, und die Vulgarität, die sie ausstrahlte, schien mir nur eine Maske zu sein, hinter der sie sich verbarg. Als sie mich einmal mit ihren unergründlichen Augen ansah, zuckte keine Wimper, verzog sich kein Muskel in ihrem Gesicht; sodass ich mich fragte, ob sie sich überhaupt bewusst war, wie vulgär sie wirkte.

Ich sagte mir schließlich, dass sie es wissen musste. Aber auf jeden Fall war sie in Begleitung. Es hätte mehr Sinn gemacht, wieder an Viviane zu denken, die ich mir vorstellen konnte, wie ich wollte. Und soweit ich mich erinnerte, hatte sie nur schüchtern gelächelt, wenn ich sie eine vulgäre Hure nannte, und ihre geschmeidige Hand in meinen Schritt gelegt. Sie wusste, was Männer gern hatten – zu dumm nur, dass sie Frauen bevorzugte.

Ich verließ das Café und wanderte weiter durch die Gassen von St.-Germain, bis ich den ersten Hauch des Morgens verspürte. Das Grau der Straßen wurde heller, die Dächer glänzten silbern im ersten Licht. Am Place de Furstenberg zwitscherten die Vögel in den Bäumen. Bald würden auch die Menschen erwachen, und wenn ich Glück hatte, würde ich mich in ein weiches Bett legen und in weißen Laken in den Tag hineinschlafen können.

Die Frische des Morgens verscheuchte meine Müdigkeit. Als ich wieder zum Hotel de Buci gelangte, war es sieben Uhr. In der Diele nahmen die Bediensteten ihr Frühstück ein, Croissants und weißes Brot, auf das Butter gestrichen war. Es war das Beste an einer langen Nacht – ein *grand crème* und ein Korb voller *croissants* und *tartines*, und ich beneidete den Nachtwächter darum.

„Ach da sind Sie ja,“ erinnerte er sich. „Hey, Philippe, du hast einen Kunden.“

„Sag ihm es ist alles voll,“ kam es aus der Küche.

„Nein, nein. Das habe ich ihm schon gesagt. Er will

warten.“

Philippe erschien und musterte mich flüchtig. „Kommen Sie später wieder, es werden sicher Leute abreisen.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“ Die Wärme der Diele hatte mich wieder schläfrig gemacht.

„Ja. Kommen sie um elf.“

Ich zögerte. „Hören Sie. Ich bin seit zwei Tagen unterwegs. Wenn Sie mir versichern, dass ich in drei Stunden ein Bett habe, gehe ich jetzt zum Bahnhof und hole mein Gepäck.“

Ich zog einen 100-Franc-Schein aus der Tasche und fragte, ob er ihn für mich verwahren könne, als Pfand sozusagen, damit er wisse, dass ich wiederkommen würde, und mir das erste Zimmer reservierte, das frei war.

Er lächelte. „Gut. Aber Sie können im Nachhinein bezahlen.“

„Ich bin sehr müde,“ sagte ich. „Ich will mich auf Sie verlassen.“

„Gut,“ sagte er nochmals. „Holen Sie Ihr Gepäck. Aber kommen Sie erst um Elf. Das Mädchen wird dann Ihr Bett gemacht haben.“

„*D'accord*. Ich danke Ihnen.“

Ich war plötzlich erschöpft. Der Gedanke, noch ein paar Stunden auf einem Bahnhof zu verbringen, widerte mich an. Ich wollte mich irgendwo hinsetzen, wo es kalt oder laut genug war, um nicht an Schlaf zu denken. Und so ging ich diesmal die Rue des Ecoles hinauf und weiter bis zur Rue Monge. Dort, an der Kreuzung, auf einem Kinderspielplatz, fand ich eine Bank. Die Sonne spiegelte sich schon in den Fenstern der Häuser, aber auf den Planken lag noch der Tau der Nacht. Wenn es wärmer wurde, dachte ich, würde ich die Métro zum Gare du Nord nehmen und meinen Koffer ins Hotel bringen. Aber jetzt war ich zu müde.

Der Spielplatz hatte schon seine ersten Besucher, ei-

ne Mutter mit ihrem Sohn. Sie war eine aparte Frau, gut frisiert und gut angezogen, so wie sich Pariser Mütter gerne zeigten, erotisch und bieder zugleich. Sie saß zwei Bänke weiter und schaute zu, wie ihr Junge im Sandkasten spielte. Ich dachte mir, dass sie frühmorgens von ihm geweckt worden war, und dass sie mich, so wie ich aussah, für einen Vagabunden oder Lustmolch halten könnte. Vielleicht war es sogar verboten, den Park ohne Kind zu betreten. Ich glaubte, mich solcher Bestimmungen von irgendwoher zu entsinnen. So wie sie auf der Kante der Bank saß und mit besorgter Stimme ihrem Sohn zu redete, sah sie nicht gerade entspannt aus. Vielleicht hatte sie auch noch nie einen einsamen Mann frühmorgens auf einer nassen Bank gesehen. Oder sie fürchtete, dass ich ihr nachgehen und sie vergewaltigen würde. Auf jeden Fall schien sie meine Anwesenheit zu beunruhigen. Und so stand ich kurzerhand auf und trat zurück auf die Straße.

Es ist ein langer Weg dem Boulevard Sebastopol hinauf bis zu den Bahnhöfen. Der Boulevard läuft parallel zur Rue St. Denis, wo schlechtgeschminkte Frauen auf ihre Weise den Tag begannen. Aber ich sagte mir, dass ich vorerst genug Frauen angestarrt und außerdem mein eigenes mieses Hotel gefunden hatte. Und so blieb ich auf dem Boulevard, auf dem der Verkehr schon dicht geworden war, und dachte an die Fahrt zurück im Taxi, auf der die Stadt noch einmal an mir vorbeiziehen würde, bunt und schnell wie im Traum.

Der Bahnhof sah nicht viel anders aus als am Vora-bend. Ich holte mein Gepäck und kaufte eine Zeitung. Ich konnte mir nicht mehr ausrechnen, welcher Tag der Woche es war, und scheute mich, jemanden zu fragen. Ich hatte Glück, es war Dienstag, der langsamste Tag der Woche, und es sollte warm und wolkenlos bleiben. Und das Taxi war ein glatter, lautloser Citroën mit weichen

Sitzen, der mich in zwanzig Minuten zurück in die Rue de Buci brachte.

Der Markt hatte schon Betrieb aufgenommen, und ich überlegte, ob ich mich nicht auf die Terrasse des Dauphin setzen sollte, jetzt wo die Leute ihre Cafés dort tranken, oder ihre Aperitifs. Ein Morgen in einer Marktkneipe hat seinen besonderen Reiz. Aber ich rechnete mir aus, dass ich für solche Reize immer unempfänglicher wurde, je länger ich wach blieb, und trat kurzerhand in den dunklen Gang des Hotels.

Philippe begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln. „Setzen Sie sich. Gedulden Sie sich ein bisschen. Man wird Ihr Zimmer herrichten.“

Auf dem Sofa in der Diele saß ein strohblondes Mädchen mit grünen Augen. Sie hatte ihre langen Beine von sich gestreckt und blätterte in einer Revue. Sie sah aus wie die Unschuld vom Lande, oder wie ein algerisches Mädchen, das sich die Haare gefärbt hatte.

„Danielle wird Ihr Bett machen, sobald es geräumt ist.“

Ich zündete mir eine Zigarette an. „Danielle – sind Sie das?“

„Ja,“ sagte das Mädchen, und es klang unbekümmert.

„Entschuldigen Sie. Aber ich hätte nicht gedacht, dass Sie hier angestellt wären.“

„Ich habe erst vor zwei Wochen angefangen.“

„Sie kommen nicht aus Paris?“

„Ich komme aus den Pyrenäen.“

Diesmal sah sie mich herausfordernd an, so dass ich mich nachgerade fragte, wie weit es mit ihrer Unschuld her war. Aber ich war zu müde, um die Herausforderung anzunehmen.

Ein Mann mit Reisetasche und Regenmantel kam die Treppe herunter und ging an die Rezeption. Er legte seinen Schlüssel auf den Tisch und verlangte seine Rechnung.

„*Ça y est, Danielle,*“ sagte Philippe.

Das Mädchen aus den Pyrenäen stand auf und stieg

die Treppe hinauf. Sie hatte schmale Hüften und einen langen, schön gewölbten Rücken, und ich ertappte mich dabei, mir zu wünschen, dass sie auch am nächsten Morgen mein Bett machen würde.

„Sie kommen aus England?“ fragte Philippe, als der Mann die Diele verlassen hatte.

„Aus New York. Aber gestern war ich in London.“

„Sie werden sich jetzt gut ausruhen können,“ versicherte er mir. „Sie haben ein ruhiges Zimmer. Wenn Sie wollen, können Sie den ganzen Tag schlafen.“

Ich nickte und rauchte meine Zigarette zu Ende. Es war anstrengend, sich mit ihm zu unterhalten. Ich war müde und hatte lange kein Französisch gesprochen.

„Gefällt Ihnen die Kleine?“ fragte er.

Ich versuchte zu lächeln. „Sie ist gar nicht mehr so klein.“

„*Ah, oui,*“ lachte er. „Sie versteht es, Betten zu machen.“

„Sie sollten der Nachtportier sein,“ sagte ich.

„Meinen Sie? Ich sage Ihnen, die hat oft gar keine Zeit, an die Rezeption zu kommen.“

„Wohnt sie denn im Hotel?“

In dem Augenblick hörten wir Danielles Schritte auf der Treppe. Philippe nickte mir zu.

„*Ça y est,*“ sagte Danielle. „Sie können rauf gehen.“

Philippe reichte mir den Schlüssel. „Schlafen Sie gut.“

Ich nahm meinen Koffer und kletterte die engen Stiegen hinauf in den sechsten Stock, dort wo in vergangenen Zeiten die Dienstmädchen ihre Zimmer hatten. No. 19 stand auf dem Schlüssel. Es war der letzte Raum unter dem Dach. Danielle hatte die Fenster offen gelassen und die Decke auf dem Bett zurückgeschlagen. Es sah sehr einladend aus. Ich zog mir Jacke und Hemd aus und wusch mir das Gesicht. Dann legte ich mich hin und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Durch das Fenster kamen Stimmen, das Licht und der Lärm des Markts. Ich würde frühabends hinunter gehen und einen

Café auf dem Boulevard trinken, dachte ich. Und dann einen Pastis, und einen Calvados. *Supérieur*, natürlich. Dazwischen würde ich etwas essen, wenn mir danach war.

Natürlich würde mir danach sein, dachte ich. Der Mensch lebt nicht nur von Aperitifs und Cafés. Aber ich wusste auch, dass es leichter war, allein zu trinken, als allein zu essen, und als ich einschlief, dachte ich nur mehr an den Calva *supérieur*.

2012 © Theo Altemps